Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 39

Artikel: Ein Besuch im Charlottenburger Volksmuseum für Frauenkunde

Autor: Mohr, Mario

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644589

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bendiges, starkes Gefühl dafür bekomme. — Es ist für uns Erwachsene kaum zu ermessen, was das Teilhaben am Leben in einem guten Kindergarten für ein Kind bedeuten kann. Behüten und Bewahren vor den körperlichen und seelischen Gefahren der heutigen Straße ist ein Zweck des Kindergartens, aber nicht der einzige. Je und je haben Dichter und Denker auf den bestimmenden Einfluß von frühkindlichen Erfahrungen auf späteres Sein und Schicksal hingewiesen; die vermehrte und viel verbesserte Errichtung von Kindergärten durch Gemeinden und Kantone (Zürich und Basel besitzen heute gegen 100 öffentliche Kindergärten, die in Basel völlig, in Zürich neben der Gemeinde vom Staat unterhalten werden; auch die Kantone Baselland, Aargau, Glarus, Schaffhausen und Schwyz leisten den Gemeinden Staatsbeiträge an die Ausgaben für Kindergärten) ist zum Teil eine Antwort darauf. Der Einwand, die Erziehung des kleinen Kindes gehöre einzig in die Hände der Mutter und in den häuslichen Geschwisterkreis, mutet heute leicht weltfremd an. Was geht eher, die ganze geistige, soziale und wirtschaftliche Lage der Zeit so umzugestalten, daß die Berufstätigkeit der Mütter aufhört, die Familien wieder größer und alle Eltern in jeder Hinsicht geeignete Erzieher werden, oder durch guteingerichtete Kindergärten die Familienerziehung nicht zu ersetzen, aber zu ergänzen und zu unterstützen? Freilich wird auch der besteingerichtete Kindergarten gänzlich zweckerfüllend erst durch die gute Kindergärtnerin.

Ein Besuch im Charlottenburger Volksmuseum für Frauenkunde.

Nicht immer müssen es tote Dinge sein, die man in Museen stellt. Aus diesen Schaukästen im Charlottenburger Volksmuseum für Frauenkunde spricht das Leben, das Leben des Menschen in seiner geheimnisvollsten Stunde: der Geburt. Es ist ein Museum der Frau für Frauen und Männer und was könnte es Wichtigeres, Geheimnisvolleres und Ehrfürchtigeres geben als die Frau zu zeigen als Mutter, als Erhalterin des Menschengeschlechtes, die den goldenen Ball des Lebens, den der Mann weitergibt, trägt in Freuden und Schmerzen zugleich.

Aber über das Ethische hinaus hat dieses Museum einen sehr nüchternen, praktischen und wichtigen Zweck. Es will insbesondere der Frau, aber auch dem Manne die notwendige Kunde geben vom körperlichen Zweck und Sinn der Frau und allen den Notwendigkeiten, die zu beachten sind, wenn Einzelwesen und Gesamtheit ihrer und ihrer Nachkommenschaft Gesundheit leben wollen.

Daß es sich dabei nicht an einzelne, kleine Kreise wendet, sondern an die breiteste Gesamtheit und insbesondere an die werktätige Frau, das beweisen allein schon die für ein Museum sonst ungewöhnten Oeffnungszeiten. Es lädt zu kostenloser Besichtigung erst in den Abendstunden ein, wenn Fabriken und Geschäfte ihre Tore gesperrt haben.

Dieses „Volksmuseum für Frauenkunde", das an das Deutsche Institut für Frauenkunde angeschlossen ist, ist des bekannten Berliner Frauenarztes Professor W. Liepmann Schöpfung und sein liebstes Kind. Eine private Sammlung Liepmanns war der Grundstock und durch zahlreiche Stiftungen und Leihgaben hat es sich in der kurzen Zeit seines Bestehens zu einer beachtlichen Größe und Vollständigkeit entwickelt. Dem über die rein wissenschaftliche Tätigkeit hinausgehenden künstlerischen Sinn seines Schöpfers ist es zu danken, daß es nun nicht ein Museum eingeweckter Schrecken geworden ist, sondern eine bunte, vielfältige und vielseitige Schau, die ohne von ihrem Ziele abzuirren doch durch ihre Mannigfaltigkeit von den verschiedensten Gesichtspunkten aus interessieren. Da ist zuerst einmal eine Gruppe von sieben Schaukästen. Wie alte Guckkastentheater sehen sie aus in lustigen, bunten Farben mit einem sehr ernsten Hintergrund. Die erste Darstellung zeigt eine altägyptische Entbindungsszene etwa dreihundert Jahre vor Christi Geburt, die nach einem alten Papyrus entworfen ist. Man sieht ein ägyptisches Zimmer, in dem sich eine Geburt von Drillingen abspielt. Ein Kind liegt schon in einem Körbchen, das zweite erhält gerade einen Nabelverband von einer Wöchnerin, eine andere bemüht sich um die Geburt des dritten. Das zweite Bild führt uns ins alte Rom. Es zeigt den Palast des Titus und stellt die Geburt des Kaisers im ersten Jahrhundert nach Christus dar.

Das dritte Bild zeigt, nach einem Titelblatt eines alten Buches, eine Wochenstube aus Nürnberg um die Hans Sachs-Zeit. Auch hier ist alles noch reichlich primitiv. Selbst das Thermometer gab es damals noch nicht. Die Hebamme, die im Vordergrunde gerade das Kind baden will, prüft mit ihren nackten Füßen die Temperatur des Badewassers.

Das vierte Bild zeigt nach einem Holzschnitt des Jost Amman eine Geburt im sechzehnten Jahrhundert. Die Mutter sitzt im Gebärstuhl. Zwei solche Stühle stehen auch in einer Nachbildung eines Originals aus dem Germanischen Museum und einem alten Familienstück des Grafen Erbach im Museum. Im Hintergrunde dieses Bildes sieht man zwei Männer, die während der Geburt den Sternhimmel studieren: alter, ewig junger Aberglauben.

Das fünfte Bild zeigt den früher so gefürchteten Kaiserschnitt ausgangs des siebzehnten Jahrhunderts in dem Palast eines italienischen Fürsten in Florenz. Ein kostbares, reiches Haus, aber die geburtshilflichen Mittel sind immer noch recht bescheiden. Bei Wachskerzenbeleuchtung schickt sich der Arzt an, den Kaiserschnitt auszuführen. Um die richtige Stelle zu treffen und die Nähte richtig anzulegen, hat er auf dem Leib der Frau mit „guter Dinten" die Schnittführung gekennzeichnet. Statt der Narkose steht im Vordergrund der Geistliche, Gebete murmelnd, während ein Meßknabe an einem kleinen Hausaltar kniet.

Das sechste Bild ist wohl das erschütterndste. Es zeigt eine Berliner Kellerwohnung unserer Tage, zeigt, wie schwer der Arzt es hat, unter diesen schlechten Verhältnissen im Licht einer Petroleumlampe, die der Mann hält, schwierige Eingriffe zu machen.

Das letzte Bild zeigt eine große geburtshilfliche Operation in einem modernen Operationssaal. Dann folgen in anderen Schaukästen Nachbildungen pompejanischer Instrumente, die zur Geburtshilfe dienten, man sieht eine ganze Zahl alter „Wehe-Mütter"-Bücher. Eine kleine, geschmackvolle Sammlung zeigt den Wandel des Schönheitsideales von der Willendorfer Venus und der Nofretete bis zu unserer Zeit. Die Nöte der Fabrikarbeiterin und der Proletarierfrauen zeigen Plakate und Zeichnungen von Käthe Kollwitz. Man sieht Bilder von Mexikanischen Geburten, anatomische Schnitzereien der Herrgottschnitzer aus Oberammergau, ein prachtvolles Elfenbeinfigürchen aus Florenz, das eine schwangere Frau darstellt und zerlegbar ist, sodaß man deutlich die Furcht erkennen kann. Amulette zeigen den Aberglauben, am merkwürdigsten eine Milchflasche mit einer langen, aus den Haaren der Mutter geflochtenen Halteschnur. Es folgen hygienische Belehrungen, eine Sammlung aufklärender Plakate, Folgen unsachgemäßen Abortes, eine in dieser Vollständigkeit wohl einzigartige Sammlung von Skeletten von Kindern vor der Geburt, Mißbildungen, Präparate, die die zerstörende Wirkung der verschiedenen Krankheiten zeigen, Vergleiche zwischen menschlicher und tierischer Entwicklung.

Manches sieht man an mit frommer Scheu, manches von heimlichen Entsetzen gepackt. Alles aber klingt aus in das Hohelied der Frau als Mutter.

Und erst, wenn man zum Abschluß eine sehr feine Sammlung von Bildern der Mode-Torheiten, wie sie im Wandel der verschiedenen Epochen blühten und — hoffentlich für immer verschwunden sind — sieht, dann wird man wieder an das Leben da draußen erinnert, das in seiner

Oberflächlichkeit und Schnelligkeit allzu wenig solche ernsten Gedanken aufkommen läßt, wie sie einem in diesem Museum aus jedem Schrank, aus jedem Bild entgegenleuchten.

Und nur auf den Fußspitzen und mit einer seltsamen, frommen Scheu geht man aus diesem Museum, das in einem Krankenhaus untergebracht ist, heraus und über den Gang, über den gerade eine Frau mit fragenden, schwarzen Augen, auf einem Bett in den Operationssaal gefahren wird, um ihre schwerste Stunde zu erleben. Mario Mohr.

Ich weiß nicht was soll es bedeuten ....

Skizze von Max Karl Böttcher.

Ein milder Herbstabend senkte sich über Tann und Hag. Von den Rebenhängen des Rheines zog leichter Nebel in gespenstigen Schwaden talwärts, und des Stromes Wellen plätscherten friedvoll an des Ufers Bord.

Auf dem Treidelweg, der sich — mit Schiefergestein gepflastert — am Rheinufer entlang zog und auf dem in alten Zeiten die Treidler ihre schwere Last in einförmigem Tritte stromaufwärts zogen, wanderte in jenem Jahre 1823 ein junger Mensch dahin. Er schien müde zu sein, denn er trug sein Haupt geneigt, oder er war in tiefe Gedanken versunken. Er blieb manchmal stehen und seufzte, und sein Blick war verschleiert und verwirrt. Er sah nicht die Schönheit dieses lieblichen Herbstabend, er spürte nicht die wärmenden Strahlen der heimgehenden Sonne und hörte nicht das friedvolle Murmeln und Singen der Wellen, denn er gedachte jener Stunden in Hamburg, die ihn in so große Herzensnot gebracht hatten.

In dem kleinen Dörfchen St. Goar, gegenüber dem Lurlei-Felsen, hielt der einsame Wanderer Rast.

„Zu den drei Schwestern", hieß der kleine Weinschank, und Elisabeth, die jüngste der drei rheinischen Mädels, war es, die in den Garten kam und den Fremdling nach seinem Begehr fragte.

„Einen Becher Klosterwein!" sagte der Gast, und an der Stimme erkannte sie ihn, weil es unter dem dichten Gezweig der Platanen schon dunkel war.

„Jesses Maria, das ist doch der Herr Heine aus Düsseldorf! — Nein, so eine Ueberraschung! Da — Sie kriegen eine Patschhand, weil Sie so lange nicht bei uns gewesen sind! Und so berühmt sind Sie geworden! Wir haben gelesen! Im „Rheinischen Beobachter" haben wir es gelesen und im „Mainzer Journal" auch! Ei, wer hätte das gedacht, daß der Herr Heine, wie er von Bonn zu uns kam und der lustigsten Studenten einer war, jetzt so schnell berühmt geworden ist! Ganz Deutschland spricht von Ihren herrlichen Romanzen, Herr Heine! Und in Hamburg waren Sie auch, wie wir gehört haben!"

„Nun schweige schon von Hamburg, Kind!" fiel nun der Gast der redseligen Dirn' ins Wort und schlug dabei mit der Hand derb auf den Tisch, dann fuhr er fort: „Bring mir den Wein und dann lasse mich in Ruh mit deinem Gered! Mir ist nicht nach Schwätzen zu Mut und nach leerem Geplärr!"

Hei, fuhr die Maid davon und ins Haus und rief ihre beiden Schwestern herbei.

„Wißt ihr, wer im Garten sitzt? Der Herr Harry Heine!"

„Was, der lustige Student aus Bonn, der so übermütig lachen konnte und andermal so voll beißenden Hohnes war?!"

„Ja, der ist es! Aber das Lachen scheint er verlernt zu haben, seit er berühmt geworden ist! Angefahren hat er mich wie einen nassen Pudel!"

„Wir schauen ihn uns von weitem an!" lachten die Schwestern und schlichen auf dem abendfeuchten Grase dahin, und nachdem Elisabeth den Wein gebracht und die Windleuchte angezündet hatte, konnten sie den berühmten Gast genau beobachten.

„Ei, wie hübsch ist der Mann!" flüsterte die eine.

„Ja, schau nur das pechschwarze Haar und die großen dunklen Augen! Er soll ein Jude sein!"

„Ja, das ist er! Und seht die kühne Nase und die hohe Stirn! Wirklich ein schönes Antlitz und so geistvoll!"

„Komm, Theres, wir wollen mit ihm reden!"

Und die Schwestern traten an den Tisch und begrüßten artig den späten Zecher, und im Laufe des Gespräches ward Herr Heine auch zugänglicher.

„Sie machen ein gar betrübtes Gesicht, Herr Heine!" sagte nun Maria, die Aelteste.

„So, findet Ihr?! Ja, man kann allweil nicht immer lachen und lustig sein."

„Sie sind doch nicht krank, Herr Doktor?"

„Krank? — Vielleicht! Das heißt, nicht am Körper, aber meine Seele ist verwundet!" — Und ganz plötzlich, als täte es ihm wohl, sich sein Weh vom Herzen zu reden, begann der Gast zu erzählen: „Ich komme aus Hamburg, Kinder! Ihr entsinnt Euch vielleicht noch, daß ich dort einen Onkel habe."

„Aber freilich, den reichen Onkel Salomon Heine! Sie haben doch oft von ihm Geld bekommen, als Sie noch in Bonn Student waren! Oft haben Sie uns vom Onkel Salomon erzählt."

„Ja, seht, Ihr Mädels, das war noch eine schöne, eine liebe Zeit! Aber jetzt ist es öde und traurig, denn mein Herz ist so leer."

Die Mädchen schwiegen scheu und verlegen, da fuhr Heinrich Heine fort: „Mein Onkel Salomon in Hamburg besitzt eine Tochter, meine Base Amalie, ein liebreizend, kluges Geschöpf, das hat mein Herz gefangen und Amalie ließ mich fühlen, daß auch sie mir zugetan sei. Aber als ich den Mut fand, um ihre Hand zu bitten, hat sie mich ausgelacht, weil ich arm und ein Nichts sei und Onkel Salomon dazu! Aber um mich zu versöhnen, kaufte er mir ein — Schnittwarengeschäft!"

Da mußten die Mädchen lachen, weil sie sich den flotten ehemaligen Bonner Studenten und den berühmten Dichter nicht vorstellen konnten, wie er mit der Elle hinter dem Ladentisch steht und flandrisch Kattun abmißt oder Hosenknöpfe abzählt.

Harry Heine hatte dies verstohlene Lächeln gar wohl bemerkt, doch er war nicht böse, sondern sagte: „Ja, das kann man wohl komisch finden. Und wie nicht anders zu erwarten war, so wurde es: ich war unbrauchbarer Kaufmann und binnen weniger Monate war das Geschäft bankerott. Nun hat Onkel Salomon mich wieder zur Universität geschickt. In Göttingen treibe ich jetzt die Juristerei, aber sie schmeckt mir nicht, denn nur das Dichten und Fabulieren ist mein Metier. Aber vor drei Tagen packte mich eine heilige Sehnsucht nach meinem geliebten Rhein. Ich bestieg die Reisekutsche und fuhr bis Koblenz. Nun bin ich den ganzen Tag marschiert und sitze jetzt hier, werde nicht froh, und mein Herz ist so schwer und weiß doch eigentlich nicht, was mit mir ist. — Meine Seele ist krank."

Das klang so ergreifend traurig, und deshalb strich ihm Maria, die Aelteste, über das Haar und ging dann still davon. Sie lachte nicht mehr. Und Theres fuhr ihm kosend über die Hand und folgte schweigend der Schwester, aber Elisabeth, die Jüngste, wischte sich eine Träne aus den blauen Augen, dann nahm sie den leeren Becher des Gastes und flüsterte: „Ich bring Ihnen einen Schoppen von unserem Besten, Herr Heine, der ist feurig und bringt Sie bald auf andere und freundlichere Gedanken!"

Sie schlüpfte ins Haus, kehrte bald mit dem Aßmannshäuser Tropfen zurück und stellte den Becher hin, aber der Dichter schien sie nicht zu bemerken. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte hinaus auf den Strom. Da schritt auch Elisabeth leise davon. —

Auf dem Rheine zog ein winzig Schifflein dahin. Zwei Fischer standen im Kahn und schauten hinauf zum Lurlei-